

Thomas Le Blanc / Bettina Twrsnick (Hrsg.)
 »Götterwelten – Tagungsband«
 Schriftenreihe und Materialien der
 Phantastischen Bibliothek Wetzlar
 2007, 276 Seiten
 Keine ISBN

Rezension

Im September 2006 war die Phantastische Bibliothek Wetzlar der Schauplatz einer Tagung, die sich mit dem Themenkreis »Phantastik und Religion« beschäftigte. Unter dem Titel »Götterwelten« erschien im Oktober 2007 ein Tagungsband, zusammengestellt von Thomas Le Blanc und Bettina Twrsnick, der die Vorträge in Form von Aufsätzen noch einmal präsentierte. Für diejenigen, die sich der weitergehenden Beschäftigung mit der phantastischen Literatur verschrieben haben, ist das ein lesenswertes Buch: über 270 Seiten mit informativen Texten.

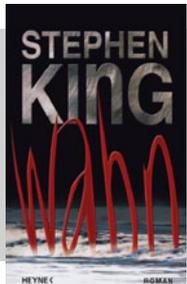
Dabei weichen die Vorträge und Aufsätze sehr voneinander ab. So schreibt der Germanist Georg Ruppelt in »Götter

auf Erdenbesuch – Epiphanien in der Science Fiction« recht anspruchsvoll über sein Thema, obwohl er Autoren wie George R. R. Martin zitiert, die unterhaltsam zu schreiben wissen. Auf der anderen Seite stehen »leichte« Beiträge wie der von Martin Pott, der in »The Final Frontier – Religion, Mythos und Aufklärung in »Star Trek« von einem eher trivialen Thema ausgeht und zu lesenswerten Schlussfolgerungen kommt.

Weitere Beiträge stammen unter anderem von Dr. Marco Frenschkowski oder den *phantastisch!*-Mitarbeitern Dr. Johannes Rüster und Bartholomäus Figatowski, allesamt anerkannte Experten für das Genre phantastischer Literatur. Inhaltlich geht es um Stanislaw Lems Schöpfungsgeschichte, oder um die Welt des »Deryni«-Zyklus der Fantasy-Schriftstellerin Katherine Kurtz, um Douglas Adams, Philip Pullman und den »Teufel in der englischen Literatur«.

Erschienen ist das schlicht und sauber gestaltete Buch in der »Schriftenreihe und Materialien der Phantastischen Bibliothek Wetzlar« als Band 97. Es umfasst 276 Seiten; zu kaufen ist es nicht im regulären Buchhandel, sondern nur direkt bei der Phantastischen Bibliothek in Wetzlar sowie über deren Homepage.

Klaus N. Frick



Stephen King
 »Wahn«
 Übersetzt von von Wulf Bergner
 Heyne Verlag, 2008, 896 Seiten
 ISBN 978-3453265851

Rezension

Edgar Freemantle hat in seinem Leben eigentlich alles erreicht, wovon die meisten Menschen nur träumen: Er ist ein erfolgreicher Bauunternehmer, sehr vermögend und hat eine intakte Familie. Ein Unfall auf einer Baustelle zerstört diese Existenz auf dramatische Weise. Nur durch ein Wunder überlebt er die Kollision mit einem Baukran. Er verliert dabei seinen rechten Arm und erleidet ein schweres Schädel-Hirn-Trauma. Seine Hirnverletzung führt zu zeitweiliger geistiger Verwirrung; Freemantle ist häufig aggressiv und vergisst Worte. In einem Anfall greift er sogar die eigene Frau an. Nur wenig später lässt sie sich scheiden.

Selbstmord scheint für Edgar der einzig verbliebene Ausweg zu sein.

Als ihm sein Arzt rät, einen Ortswechsel vorzunehmen, mietet Freemantle sich eine Hacienda auf einer abgelegenen Insel der Florida Keys. Duma Key ist ein winziges Eiland, auf dem kaum mehr als sieben Häuser stehen. Edgar genießt die Ruhe und Abgeschiedenheit und beginnt wieder mit einem Hobby, das berufsbedingt für Jahrzehnte brachgelegen hatte. Er zeichnet und malt.

Wenig später lernt er Jerome Wireman kennen, der in einem benachbarten Haus am Strand lebt. Wireman ist der Betreuer von Elizabeth Eastlake, einer alten Dame, der der gesamte nördliche Teil der Insel gehört. Von Wireman erfährt Edgar auch, dass in seinem Haus bereits berühmte Maler wie Keith Haring, Duchamp und sogar Salvador Dali gewohnt haben.

Edgar malt plötzlich wie besessen. Und es geschieht etwas mit den Bildern: Sie zeigen Szenen und Personen, die Edgar nie gesehen hat. Und doch weiß er, dass sie genauso existieren oder existiert haben, dass alles bis ins kleinste Detail stimmt. Aber seine Bilder besitzen eine weitaus unheimlichere Kraft, offenbar können sie auch über Leben und Tod bestimmen. Edgars Bilder scheinen auf magische Weise von Duma Key beeinflusst zu werden, und sie zeigen immer unheimlichere Szenen. Immer wieder malt Freemantle Sonnenuntergänge, ein kleines Mädchen und ein unbekanntes Schiff.

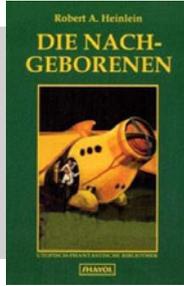
Ganz allmählich begreift Freemantle, dass seine Gemälde versteckt das Geheimnis von Duma Key und damit auch das düstere Schicksal der Familie Eastlake widerspiegeln. Zwei von Elizabeths Schwestern sind als Kinder unter mysteriösen Umständen ertrunken. Ein dunkles Wesen beherrscht seit vielen Jahren die Insel, eine böse Muse, die schon die kleine Elizabeth und nun auch Edgar zu künstlerischen Höchstleistungen treibt. Die so entstandenen Werke bergen ungeahnte Kräfte; jeder, der in ihre Nähe kommt, schwebt in Todesgefahr. Das Wesen fordert unerbittlich seine ersten Opfer. Voller Verzweiflung macht sich Edgar auf die Suche nach dem Ursprung des Monsters, um es für alle Zeiten unschädlich zu machen.

Auf schon gewohnt üppige Weise (annähernd 900 Seiten) breitet King die Seelenlandschaft eines vom Schicksal gezeichneten Menschen aus. Anders als aber in »Love« oder auch bei »Sarah« gelingt es dem Autor diesmal (»endlich wieder einmal!« möchte man ausrufen), den Leser bei der Stange zu halten. Die 900 Seiten verlangen zwar einen nicht unbeträchtlichen »Kraftakt«, an keiner Stelle aber kommt Langeweile auf. »Puls« und »Love« schienen traurige Belege dafür zu sein, dass der Vielschreiber aus Maine seinen Zenith längst überschritten hat; »Wahn« belehrt uns eines Besseren. Er kann es noch! Auch wenn der Roman nicht als grandioses Comeback gefeiert werden kann, das »Wahn« sogleich neben Werke wie »Es« oder »Shining« einordnet, so ist King auf jeden Fall ein packender Thriller der Oberklasse gelungen. Er geht »back to the roots«, in dem er geschickt Versatzstücke von »Friedhof der Kuschteltiere«, »Dolores« oder »Das Bild« einbaut. Einige Szenen scheinen dagegen direkt aus John Carpenters »Nebel des Grauens« kopiert worden zu sein. Kings Stärke liegt nicht im urbanen Horror, sein Metier ist die Abgeschiedenheit kleiner Dörfer und Gemeinden. Nach der Castle-Rock-Serie wählt er daher immer öfter auch eine kleine Insel als Handlungsort (»Dolores«, »Der Sturm des Jahrhunderts«, »Colorado Kid«). Nur in dieser Abgeschiedenheit können heutzutage noch Geheimnisse über viele Jahre bewahrt werden, können finstere Wesen vor sich hin brüten und auf Opfer lauern.

King beschäftigt sich gleichzeitig in immer neuen Variationen mit der Macht der Fantasie, dem Schreiben, den Musen, den Einflüssen der Kunst auf das wirkliche Leben. »Love« war ein Paradebeispiel dafür, doch leider scheiterte der Versuch kläglich. »Wahn« zeigt auf, dass man das Thema weitaus geschickter anpacken kann. Weiter so!

Andreas Wolf





Robert A. Heinlein
 »Die Nachgeborenen«
 Übersetzt von Sara Riffel
 Shayol, 2007, 266 Seiten
 ISBN 978-3-926126-70-2

Rezension

Robert A. Heinlein (1907-1988) übte mit seinen Werken großen Einfluss auf die Science Fiction aus. Er wurde mehrmals mit dem Hugo Award, sowie mit anderen Preisen ausgezeichnet. Erst 2002 entdeckte man seinen ersten Roman, der bislang unveröffentlicht war. »Die Nachgeborenen«, verfasst 1938 und 1939, enthält bereits vieles, was seine späteren Erzählungen und Romane ausmacht. Doch es ist weniger ein typischer Science-Fiction-Roman des Golden Age als vielmehr eine Utopie, in der Heinlein seine gesellschaftlichen und politischen Absichten äußert.

Die Geschichte fängt 1939 an, als der Ingenieur Perry Nelson mit seinem Auto verunglückt. Bevor er stirbt, wird sein Bewusstsein in das Jahr 2086 transportiert, mit Hilfe einer unvorstellbaren Zukunftstechnologie. In der neuen Welt lernt

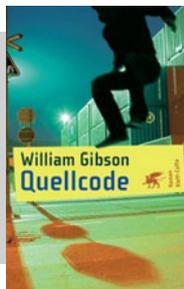
er die bezaubernde Diana kennen, die ihn lehrt, sich einzugeöhnen.

Wer einen spannenden Heinlein-Roman erwartet, der wird von der Lektüre enttäuscht. Das Buch ist eine Sammlung von technologischen Ideen und politischen Wertvorstellungen, die Heinlein sich wünschte. Liberale Gesellschaftsstrukturen, so wenig Staat wie möglich, flexible Arbeitszeiten, Telearbeit oder das Wirtschaftssystem des Social Credit werden ausführlich erläutert. Anklänge an spätere Bücher wie »Beyond This Horizon« und »Methuselah's Children« werden deutlich. Doch der frühe Heinlein stand politisch weiter links, als man beim Lesen der späteren Werke annehmen möchte.

Die Ausgabe enthält eine Einführung von Spider Robinson, die man getrost überschlagen kann. Robinsons Ansichten sagen mehr über ihn als über Heinlein aus. Interessanter sind die Erläuterungen Robert James', die zum Verständnis des Romans beitragen. In Deutschland erscheint »Die Nachgeborenen« als gebundene und limitierte Ausgabe beim Berliner Shayol Verlag.

Diejenigen Leser, die noch nichts von Heinlein gelesen haben, sollten zu einem seiner anderen Romane greifen; für Sammler und Fans ist das Buch jedoch zu empfehlen.

Ulrich Blode



William Gibson
 »Quellcode«
 Übersetzt von Stefanie Schaeffler
 Klett-Cotta, 2008, 450 Seiten
 ISBN 978-3-608-93769-5

Rezension

Während William Gibson soeben seinen sechzigsten Geburtstag feiern kann, erscheint bei Klett-Cotta sein neuester Roman, der im Original »Spook Country«, also in etwa »Spuk-Land«, betitelt ist und bei uns – wohlklingend, aber ohne erkennbaren Sinn – »Quellcode« heißt.

Wie bereits im Vorgänger »Mustererkennung« sichtbar wurde, hat sich Gibson vom Science-Fiction-Genre gelöst und sich der »Great American Novel«, dem amerikanischen Gegenwartsroman zugewandt. Seither geht es in seinen Büchern nicht mehr um möglichst futuristische Ideen, die Zukunft der Informationskultur oder die Selbstzerstörungsmechanismen einer antiutopischen Zivilisation, sondern um die Reaktionen, die der alltägliche Wahnsinn in uns allen auslöst.

In »Quellcode« führt uns der Autor dies an drei ausgewählten Stellvertretercharakteren vor: Hollis, Tito und Milgrim.

Hollis Henry, eine ehemalige Musikerin auf dem Sprung zur Journalistin, erhält von ihrem Chefredakteur der Auftrag, in Los Angeles Kontakt zu einer Künstlergruppe aufzunehmen, die mit virtuellen Kunstwerken experimentiert. Das Magazin, für das sie recherchiert, soll den Namen *Node* tragen, steht aber offenbar noch in den Startlöchern. Außer Hollis gibt es bei *Node* bisher nur den in London ansässigen Redakteur Rausch und den belgischen Herausgeber Bigend – und die Reportage über computergestützte Artefakte erweist sich als Vorwand, mit dem man Hollis ohne ihr Wissen in bestimmte Kreise einzuschleusen versucht.

In New York verbringt unterdessen Tito, ein illegaler Einwanderer aus Kuba, seine Zeit damit, Kurierdienste für seinen Onkel zu erledigen. Die äußerst umfangreiche »Familie« Titos gehört zu den heimlichen Herrschern der New Yorker Unterwelt und steht damit im Visier diverser Behörden und Dienste. Mr. Brown, ein völlig durchgeknallter Agent einer dieser Behörden, hat sich an Titos Fersen geheftet. Um die per SMS übermittelten Nachrichten zwischen den Familienmitgliedern zu entschlüsseln, hat er Milgrim zwangsverpflichtet. Der

drogenabhängige Milgrim kennt das »Volapuk« (ein Sprachmischmasch aus englischen und russischen Kürzeln) mit dem die Familie kommuniziert – und solange ihn Brown mit Stoff versorgt, ergibt er sich in sein Schicksal.

Der geheime Kristallisationspunkt aller Wünsche und Interessen ist ein blauer Container, dessen Standort sich ständig verändert und dessen Inhalt anscheinend jeden Geheimhaltungsaufwand rechtfertigt. Im Zeitalter von Internet und GPS, WLAN und Ausnahmegesetzgebung, verändern sich aber auch die Möglichkeiten, an Informationen zu gelangen. Als der Container schließlich in Vancouver landet, erwarten ihn jedenfalls nicht nur seine Eigentümer.

Gibsons Figurenbeschreibungen sind kurz und knapp. Nach ein paar wie hingeworfen wirkenden Sätzen stehen Tito, Hollis und selbst Milgrim dem Leser näher als viele reale Bekannte. Es gehört nicht zu den kleinsten Vorzügen dieser Prosa, dass eigentlich kaum etwas passiert (und wenn, dann oftmals wie in Zeitlupe), das über das hinausgeht, was jedem von uns zustoßen kann: das »Normale« ist das Ereignis.

Diese »Kunst des Alltäglichen« erhält ihre dynamische Sogwirkung auf den Leser vor allem durch die präzise Sprache (ein Lob an dieser Stelle der Übersetzerin) und durch eine intensive und kurzweilige Verflechtung der Handlungsstränge. Die Schicksale und Wege der Figuren laufen, oberflächlich betrachtet, wirr auseinander, dann parallel und schließlich aufeinander zu – und Gibsons »Masterplan« bleibt bis fast zur letzten Seite unsichtbar. Die funkensprühenden Schlusskapitel zeigen einen Meistererzähler in Hochform.

Eindrucksvoll ist Gibsons Darstellung von Nordamerika als »heimgesuchtes Land« (wie man sich »Spook Country« auch übersetzen könnte), als Zivilisation, deren Gespenster inzwischen nicht mehr im Geisterreich wandeln, sondern in den unkontrollierbaren und unüberschaubaren virtuellen Räumen eines sich immer mehr verstofflichenden n-dimensionalen Datenträgerverbundes.

Mit »Quellcode« gelingt es William Gibson, uns einen Einblick auf die verborgene unterste Ebene der amerikanischen Gesellschaft zu gewähren, auf die inzwischen tatsächlich überwiegend computerisierte Scheinwelt; jene »virtual reality«, die er vor mehr als zwanzig Jahren in »Neuromancer« vorhergesagt hat. Gibson legt den Quellcode des Informationszeitalters offen – insoweit hat das Buch dann doch den richtigen Titel.

Horst Illmer





Dirk C. Fleck
 »Das Tahiti Projekt«
 Pendo, 2008, 344 Seiten
 ISBN 978-3-86612-155-3

Rezension

Ja, da sind wir wirklich überrascht! Dirk C. Flecks neuester Roman »Das Tahiti Projekt« startet im Jahr 2022 mit den Erlebnissen des Journalisten Maximilian Cording, der in Kalifornien über die Abholzung der letzten Redwood-Wälder berichtet. Cording arbeitet für das Medienimperium »Emergency!«, das zwar einerseits über die schlimmsten Probleme der in den Abgrund taumelnden Zivilisation berichtet, andererseits aber den (diese Probleme verursachenden) Industriekonzernen breitesten Raum für Eigenlob und -werbung einräumt. Während die meisten Mitarbeiter von »Emergency!« abgestumpfte und teilnahmslose Rädchen im Getriebe sind, versucht Cording, seinen Idealismus über die immer größer werdenden Wellen von Verzweiflung zu retten. Da erscheint ihm die Abordnung zu einer Pressekonferenz nach Tahiti wie eine willkommene Auszeit. Und an dieser Stelle beginnt die Überraschung. Während »Das Tahiti Projekt« in seinen Anfangskapiteln mit einer düsteren Beschreibung der Zukunft als Erfüllung unserer schwärzesten Befürchtungen daherkommt, beginnt das Buch mit Cordings Eintreffen in Polynesien, sich zu einer veritablen Utopie auszuwachsen.

Omai, ein charismatischer und gebildeter junger Präsident, hat im Jahr 2013 die Unabhängigkeit Polynesiens von Frankreich erreicht, indem er auf Entschädigungsansprüche gegen den französischen Staat verzichtete und gleichzeitig EU-Gelder für ein »Tahiti-Projekt« locker machte. Selbiges ermöglichte ihm, die Inselgruppe mittels alternativer Technologien und eigener Anstrengungen ins dritte Jahrtausend zu holen. Die Verbindung aus modernster Umwelttechnik und Rückbesinnung auf das Naturverständnis der einheimischen Bevölkerung (aus der Zeit vor der »Entdeckung« durch die westliche Zivilisation) zeigt überraschend positive Ergebnisse. Die eingeladenen Journalisten aus aller Welt sollen auf Tahiti die Möglichkeiten dieser zugleich regenerativen Technologien in Verbindung mit einem ganz »unwestlichen« Politikverständnis entdecken und der Weltöffentlichkeit vorstellen. Noch während der Recherchen gerät das bis dahin im paradiesischen Abseits des Pazifiks gelegene Tahiti jedoch in den Mittelpunkt stärkster wirtschaftlicher Interessen. Da nur noch dort größere Mengen eines für die Weltwirtschaft wichtigen Metalls vorkommen, beginnt eine von langer Hand geplante Aktion, die dazu dient, das unabhängige Polynesien wieder in die Einflussphäre des Westens (bzw. eines multinationalen Konzerns) zu bringen. Die Kriegsflotte der USA nimmt Kurs auf Tahiti ...

Doch Cording (und einige seiner Kollegen) sind nicht nur den Reizen der Südsee erlegen, sondern haben sich auch von den

optimistischen Vorstellungen Omais und seiner Mitstreiter überzeugen lassen. Es beginnt ein Wettlauf mit der Zeit. Gelingt es Präsident Omai nicht, auf der UN-Vollversammlung die Nationen der Welt zu überzeugen, gilt das Tahiti-Projekt als gescheitert und das letzte Paradies der Erde droht unterzugehen - mit ihm die letzte Chance der Menschheit. Unterstützt von Cording, der es durch einen geschickten Schachzug erreicht, das Emergency!-Netzwerk auf seine Seite zu ziehen, und einer Handvoll engagierter Menschen, die an Omai und seine Vision glauben, hält dieser eine historische Rede, von der hier ein kleiner Auszug wiedergegeben sei:

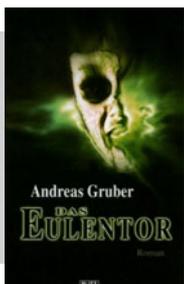
»Wenn wir es nicht schaffen, unsere Gemeinden und Regionen autark zu machen, bauen wir auf dem Weg in eine bessere Welt nur Luftschlösser. Das Zauberwort für die Zukunft heißt Dezentralisierung. Wir müssen weg von den seelenlosen, aufgeblähten Staatsgebilden. Das Wissen der Ureinwohner ist die wichtigste Ressource der Menschheit. Nur wenn es gelingt, dieses Wissen mit der modernsten umweltschonenden Technik in Verbindung zu bringen, haben wir noch eine Chance, die furchterlichen Entwicklungen umzukehren, die unseren göttlichen Lebensraum Erde in einen verrottenden Industrie- und Verkehrspark verwandelt haben. Die Zivilisation ist mit ihrem Latein am Ende. Sie gleicht einem Schiff, das ohne Kenntnis der Naturgesetze gebaut wurde und nun orientierungslos dahinschlingert. Es fehlt ihr an spiritueller Verbundenheit, mit deren Hilfe sie bewusst einen Kurs hätte wählen können, der eben nicht in die Katastrophe mündet.« (S. 318)

Mit diesen Worten bietet Omai die beim Tahiti-Projekt gemachten Erfahrungen und Lösungsansätze der ganzen Menschheit an.

Dem Buch beigegeben ist ein Glossar, in dem die wichtigsten der vorkommenden Techniken erklärt werden. Besonders erstaunlich ist dabei, dass vieles, was zuerst als Science Fiction anmutet, heute bereits existiert oder zumindest in der Entwicklung ist. Wie Fleck in seinem Nachwort beschreibt, beruht der Roman auf ausgiebigen Recherchen vor Ort und den Ideen, die Eric Bihl und Volker Freystedt in ihrem Sachbuch »Equilibrismus. Neue Konzepte statt Reformen für eine Welt im Gleichgewicht« (2005) entwickelten. Zu den Unterstützern dieser Ideen gehörte unter anderem Sir Peter Ustinov, von dem auch die Anregung kam, diese in Romanform aufzubereiten. Auch wenn sich Utopien und selbst utopische Denkansätze nicht verwirklichen lassen, so sind sie doch dringend nötig. Gerade in einer Zeit, die sich so viel auf ihren Sinn für Realitäten zugute hält, tut es unendlich gut, wenigstens einmal wieder mehr als nur einen Lichtschimmer am Ende des Tunnels gezeigt zu bekommen. »Das Tahiti Projekt« leuchtet in den kräftigen bunten Bildern, die der Name Tahiti immer noch hervorzurufen vermag - und solange man diese Bilder sieht, mag man die Hoffnung nicht aufgeben.

»Das Tahiti Projekt« ist ein überraschendes Buch. Vor allem, weil es so positiv daherkommt und man seinem Autor dennoch keineswegs »Blauäugigkeit« oder »Naivität« unterstellen kann. Mehr solche Bücher, mehr, mehr, mehr!

Horst Illmer



Andreas Gruber
 »Das Eulentor«
 Blitz Verlag, 2008, 320 Seiten
 ISBN 979-3- 89840-273-6

Rezension

Andreas Gruber erfreut seine Fans 2007/08 mit einem »Doppelschlag«. Nur kurz nach seinem Krimi »Schwarze Dame« erscheint »Das Eulentor« im Blitz Verlag.

Der Erzähler dieser unheimlichen Begebenheit heißt Alexander Berger. Er ist ein angehender junger Arzt, der 1911 an Bord der Skagerrak eine fünfköpfige Mannschaft angeheuert hat, um in drei Monaten Spitzbergen zu umrunden. Ziel ist es, den Küstenstreifen zu kartografieren.

Die Expedition steht unter keinem guten Stern; die Temperaturen sind ungewöhnlich tief. Schon nach wenigen Tagen ist der erste Mann tot. Unwegsames Gelände und Stürme führen an den Rand einer Katastrophe. Eine riesige Spalte, die sich mitten im Zelt der Männer öffnet, fordert weitere Opfer. Obwohl nur zwei Teilnehmer die Expedition überleben, kehrt Berger im Jahr darauf zum Hochplateau zurück, um die gewaltige Spalte zu erforschen. Er lässt eine kleine Siedlung errichten und treibt Gelder von Sponsoren auf. Doch der Schacht ist tiefer

als gedacht. Bei 2500 Metern beschließt man, leistungsstärkere Winden zu besorgen. Als Geldgeber werden die Berliner Motorenwerke gefunden. Die Firma stellt allerdings einen ihrer Ingenieure an die Spitze der Forschungsgruppe. Berger sieht sich plötzlich einem arroganten Theoretiker gegenüber, der alles unter seine Kontrolle bringen will.

Der Schacht scheint endlos zu sein. In sechs Kilometern Tiefe ergeben Versuche, dass das Loch unter ihnen mindestens doppelt so tief ist – also mehr als 13 Kilometer! 1914 hat man eine Tiefe von 64 km erreicht und ein Ende ist noch nicht in Sicht. Ab dem siebzigsten Kilometer scheinen sich die Verhältnisse jedoch dramatisch zu verändern. Als der Ingenieur allein von einer Tour zurückkehrt, ist er besinnungslos, wenig später stirbt er. Dann geschieht ein Mord und der Täter verschwindet allein in der Tiefe. Berger macht sich an die Verfolgung, hinein in einen unwirklichen Schlund. Und es ist nicht nur der Mörder, den er fürchten muss.

Gruber nimmt sich diesmal viel Zeit, die Handlung anlaufen zu lassen. Langsam, fast zu langsam entwickelt sich vor dem

Leser ein phantastisches Szenario, das an eine Mischung aus Vernes »Reise zum Mittelpunkt der Erde«, Danielewskis »Das Haus« und Carpenters »Das Ding aus einer anderen Welt« erinnert. Die Vorstellung einer unendlichen Tiefe, verbunden mit der Präsenz eines fremden Wesens, ist ein durchaus ansprechendes Element. Leider nur werden diese Aspekte dramaturgisch nicht überzeugend genug umgesetzt. Die lange Einführung und das wenig überraschende Finale führen dazu, dass das interessante Grundkonzept nur unzureichend zur Geltung kommt. Gemessen an Grubers hohem Standard ist »Das Eulentor« daher leider nur schwaches Mittelmaß.

Sehr positiv hervorzuheben ist allerdings die grafische Präsentation (Cover und Innenillustrationen), für die wieder einmal Mark Freier verantwortlich zeichnet.

Andreas Wolf



China Miéville
»Un Lon Dun«
Übersetzt von Eva Bauche-Eppers
Bastei Lübbe, 2008, 591 Seiten
ISBN 978-3-404-20588-2

Der Londoner als solcher ist ja eine ganz eigene Gattung (ähnlich dem Pariser, Römer oder New Yorker). Er ist von den anderen Menschen dieses Planeten dadurch unterschieden, dass die Großstadt, in der er lebt, einen eigenen Mikrokosmos bildet – inklusive einer »Visavis-Stadt«. Im Falle von London ist dies eben »UnLondon« (ausgesprochen: Un Lon Dun). Dieses UnLondon kann man sich am einfachsten als das in einer anderen Dimension existierende, alternative London vorstellen, in dem fast jedes Detail anders ist, das große Ganze jedoch eine erstaunliche Ähnlichkeit mit »unserem« London hat.

Es ist nicht ganz einfach, von einer Stadt in die andere zu reisen, doch Zanna und Deeba, zwei Original-Londoner Teenager, gelingt es durch Zufall. Oder ist es Schicksal? Bestimmung?

Jedenfalls befinden sich die beiden Mädchen, noch bevor sie sich richtig orientieren können, schon mitten in einer Hetzjagd. Von freundlichen Helfern als »Schwasie« (Zanna) und »ihre Begleiterin« (Deeba) tituliert, sollen sie zu den Prophezeiern gebracht werden, die ihnen erklären werden, warum alle Welt (sprich: die Bewohner von UnLondon) auf das Eintreffen der Schwasie hofft. Dass diese nicht von allen gleichermaßen begeistert erwartet wird, merken Zanna und ihre Freundin innerhalb kürzester Zeit.

Der Smog (genau: jener grauenhafte, giftige Nebel, der London bis vor wenige Jahre heimsuchte) ist nach UnLondon gekommen, hat dort, wie so viele andere auf unserer Seite unbeseelte Dinge, ein Bewusstsein entwickelt, und versucht nun die Herrschaft zu übernehmen. Seinem Treiben, so ist im »Buch« gewissagt, wird die Schwasie ein Ende setzen. Die Erwartungen an Zanna sind also hoch. Doch was kann ein blondes, vierzehnjähriges Mädchen schon gegen einen solch übermächtigen und gefährlichen Gegner unternehmen – selbst wenn sie aus London stammt und ihre beste Freundin dabei hat ...?

Sehr schnell entwickelt die Handlung um Zanna, Deeba und ihre Gefährten einen Sog, der dazu führt, dass die Zeit beim Lesen der fast 600 Seiten wie im Flug vergeht. Der Erfindungsreichtum des Autors drückt sich in einem vielgestaltigen Personal (z. B. einem geschwätzigen, aber leicht zu beleidigendem Buch, einem zutraulichen Milchkarton oder drei entflohenen Wörtern, die bereit sind, für ihre Freiheit zu kämpfen) ebenso aus, wie in der Beschreibung von Dingen, die in UnLondon ein

ganz anderes »Leben« führen als bei uns (z. B. gibt es ein wirklich riesiges Wasserrad, das der Energieversorgung dient, eine Sonne, die in der Mitte ein Loch hat und eine Brücke, die sich ständig bewegt und deshalb sehr schwer zu finden ist). Trotz aller Unterschiede gibt es jedoch auch Gemeinsamkeiten, wie zum Beispiel den Stolz der Bewohner auf »ihre« Stadt, oder das Internet und sein Gegenstück, das »Uninternet«.

China Miéville hat sich, nach seinen herrlich ausufernden Science-Fiction-Romanen um die exotische Welt Bas-Lag, diesmal wieder mit seiner Heimatstadt London beschäftigt – und dabei eine Seite der englischen Hauptstadt entdeckt, die sich mit den größten außerirdischen Erstaunlichkeiten zu messen vermag. Die Geschichte ist voller überraschender Einfälle und Humor, die Figuren sprechen ein breites Publikum an und die metaphorische Bildersprache begeistert durch ihre Präzision ebenso wie durch Neologismen und Anspielungsreichtum. Miévilles Bestreben, sein Werk auch jüngeren Lesern aufzuschließen, ist als durchaus gelungen zu bezeichnen, ohne dass das Lesevergnügen für ältere darunter zu leiden hätte. Zudem gelingt es dem Autor, uns als Grafiker zu überraschen (eine Doppelbegabung, ähnlich der von Walter Moers), der sein Werk mit einer Vielzahl von kleinen Zeichnungen schmückt, die aufs Eindrücklichste das Beschriebene verdeutlichen.

»Un Lon Dun« ist ein großartig erzähltes Märchen um Freundschaft, Hoffnung und den Glauben daran, dass das Gute nur siegt, wenn man auch etwas dafür tut. Mit diesem Buch zeigt China Miéville erneut, dass er zu den besten englischsprachigen Romanciers der Gegenwart gehört. Absolut empfehlenswert!

Von China Miévilles Werken fasziniert zu sein, bedeutet immer auch, von den unglaublich gelungenen Übersetzungen Eva Bauche-Eppers' zu schwärmen. Gerade bei Miévilles Texten, die bereits im Original erstaunliche Stilexperimente und Wortschöpfungen enthalten, kommt die Begabung und Begeisterung der Übersetzerin für die Möglichkeiten der deutschen Sprache so richtig zum Tragen. Die sympathische »Nebenfigur« Krissel (ein leerer Milchkarton), um nur ein einziges Beispiel anzuführen, »phlötet«, »phiept« oder »phaucht« (je nach Gemütsverfassung), was man sich bei einem, in seinen anatomischen Möglichkeiten ja stark eingeschränkten, Tetrapack durch diese herrlichen Sprachschöpfungen dann genau so vorzustellen vermag.

Und um das Lob vollständig zu machen: Auch das Umschlagbild von Arndt Drechsler »passt« einfach perfekt zu diesem rundum gelungenen Buch.

Horst Illmer





Markus K. Korb
 »Grausame Städte 2«
 Blitz Verlag, 2008, 256 Seiten
 ISBN 978-3-89840-929-2

Rezension

Nach seinem fulminanten »Grausame Städte« legt Markus K. Korb nun knapp fünf Jahre später Teil 2 seiner düsteren Stadtgeschichten vor. Von Venedig und Berlin ist Korb nach Paris und Prag gewandert. Anders als im Vorläufer sind die einzelnen Erzählungen auch nicht mehr so eng miteinander verzahnt; es gibt sogar auflockernde Exkurse nach Rom, Wien und sogar zum Mond.

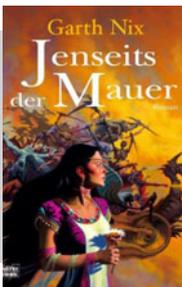
Ghule und die personifizierte urbane Anonymität streifen durch die nächtlichen Straßen von Paris (»Geliebene Zeit« und »Der Passant«), und die Seelen der Toten schweben im Äther um die Erde (»Nachts im Observatorium«). Dämonen schleichen sich in Prager Kirchen (»Gefangener des Auges«), und in tiefen Brunnenschächten lauern düstere Melodien (»Der ultimative Sound«). Alle Erzählungen leben von Korbs meisterhaftem Stil und der durchweg

düsteren Atmosphäre. Zwar liegen Korbs Stärken eindeutig im Bereich der langen Erzählungen oder Novellen, von denen diesmal in erster Linie »Der Nachzehrer« zu überzeugen weiß (eine klassische Gespenstergeschichte über den fränkischen Dichter Friedrich Rückert), wirklich verstörend und daher auch packend zeigen sich in Band 2 überraschenderweise aber die recht kurzen Storys. So bleiben »Der ultimative Sound« (Ein Musiker versucht mit allen Mitteln den grässlichsten Sound zu finden, um dem Hörer die Abgründe der menschlichen Existenz zu offenbaren. In den Tiefen eines Brunnens findet er schließlich das Grauen) und noch mehr »Neu Gomorra« (Apokalyptische Endzeitvision – surreal, kafkaesk präsentiert) im Gedächtnis haften. Bei den längeren Erzählungen wird zuweilen recht viel erklärt, was sich negativ auf die Atmosphäre auswirkt.

»Grausame Städte 2« erreicht aufgrund seiner geringeren Dichte vielleicht nicht ganz die Qualität seines Vorgängers, eine lohnende (Lese-)Reise in die urbane und menschliche Finsternis ist das Buch aber allemal.

Wieder einmal beweist Korb eindrucksvoll, dass er im deutschsprachigen Raum zur unangefochtenen Spitze phantastischer Kurzprosa zählt. Wohin wird uns der (hoffentlich geplante) dritte Band der Reihe entführen? Nach London und Konstantinopel? Die Fans des Autors warten voller Spannung.

Andreas Wolf



Garth Nix
 »Jenseits der Mauer«
 Übersetzt von Hubert Straßl
 Bastei Lübbe, 2007, 301 Seiten
 ISBN 978-3-404-20579-0

Rezension

»Jenseits der Mauer« ist eine Sammlung, deren erstes Drittel aus einer langen Novelle besteht, an die sich ein Dutzend Kurzgeschichten anschließen. Dazu gibt es ein Vorwort des Autors zum Buch und kurze Einleitungstexte zu jeder Geschichte.

Leser, die bereits die drei Bücher aus dem Alten Königreich kennen (»Sabriel«, »Lirael« und »Abhören«), werden sich natürlich freuen, dass der Autor mit »Nicholas Sayre und das Wesen im Glaszylinder« erneut in jene magische Welt zurückkehrt, in der Nicholas verzweifelt einen Weg aus seiner Heimat Ancelstierre zurück über die Mauer ins Alte Königreich sucht. Doch bevor er zu Lirael und ihren Freunden kann, muss er noch eine schwere Bewährungsprobe bestehen.

Für Leser, die noch keine Bekanntschaft mit dem Australier Garth Nix gemacht haben und einen schnellen Eindruck von seinen Fähigkeiten als Autor gewinnen wollen, empfiehlt es sich – dies ist eine absolute Ausnahme und gilt nur für dieses

Buch – mit der letzten Geschichte, »Schlüsse« auf Seite 297, zu beginnen.

Leser, die gerade eine Beziehungskrise durchmachen (oder eine Trennung hinter sich haben), sollten vielleicht mit »Drei Rosen« beginnen, einem kurzen, märchenhaften Text, der sehr viel Trost gibt und (wie Nix in seiner Vorbemerkung erzählt) zu ganz erstaunlichen Neuanfängen führen kann.

Wem Stephen Kings siebenbändige Saga um den »Dunklen Turm« zu umfangreich ist, der kann mit »Die Aussteuertruhe« anfangen. Dort erzählt Nix in konzentrierter Form einen Parallelwelt-Horror-Western mit einer bildhübschen Heldin an der Winchester und den Revolvern.

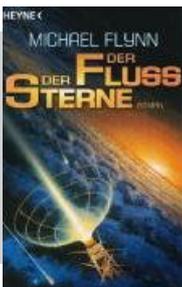
Märchenfreunde können das Buch mit »Hänsels Augen« zu lesen beginnen, einer echten Science-Fiction-Variante des berühmten Märchens von den Brüdern Grimm (die offensichtlich auch in »Down Under« gelesen werden).

Ich könnte so weitermachen und letztlich für jede der Erzählungen einen Grund finden, sie zuerst zu lesen. Was ich damit aber sagen wollte, ist: Diese Sammlung ist einfach eine Wucht!

Garth Nix versteht es, aus jeder seiner Geschichten ein »Ereignis« zu machen. Seine liebevollen Einleitungen zeigen, dass sie ihm alle am Herzen liegen, dass es wie bei einer Schar eigener Kinder ist – natürlich hat man einen Liebling, aber es ist nicht immer der oder die gleiche.

Nix entführt seine Leser in dreizehn verzauberte Welten, die allesamt Lust auf mehr machen!

Regnier Le Dyckt



Michael Flynn
 »Der Fluss der Sterne«
 Übersetzt von Andreas Brandhorst
 Heyne, 2008, 800 Seiten
 ISBN 9783-453-52367-8

Rezension

So wie auf der Erde die großen Segelschiffe durch maschinenbetriebene Konkurrenz ersetzt wurden, erging es auch der *River of Stars*, dem einstigen Stolz der irdischen Raumflotte.

2051 als größter jemals gebauter Sonnensegler und luxuriöses Kreuzfahrtschiff in Dienst genommen, fuhr die *River of Stars* einige Jahre zwischen den inneren Planeten. Die Einführung von Fusionstriebwerken führte dazu, dass die Reederei das Schiff im Laufe der nächsten fünfzig Jahre zu immer unattraktiveren Konditionen und für andere Zwecke einsetzen musste, bis es schließlich ebenfalls auf Fusionstechnik umgerüstet wurde und ruhmlos als Frachter zwischen den mittleren und äußeren Planeten dahindümpelte.

Parallel mit dieser Entwicklung nahm auch der Personalstand rapide ab. Tummelten sich zu Beginn noch ganze Hundertschaften von Stewarts und sonstigen Mannschaften unter dem Befehl dutzender Offiziere, sind es schließlich (am Beginn von

Flynns Roman) nur noch fünfzehn Männer und Frauen, die mit der *River of Stars* unterwegs sind.

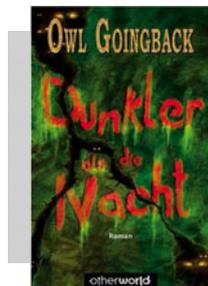
Captain des Schiffes ist Evan Dodge Hand, derzeit letztes Glied in einer Reihe mehr oder weniger erfolgreicher, geliebter, gehasster oder gescheiterter Führungsoffiziere. Und dass Captain Hand bereits im ersten Kapitel stirbt, kann durchaus als böses Omen für diese Reise angesehen werden. (Oder wie es der Bordingenieur Ramakrishnan Bhatteerji formuliert: »Captain Hand hatte mit seinem Tod vielleicht einen großen Fehler gemacht.«)

Im weiteren Verlauf der Geschichte, die uns zwar fortlaufend, aber von Kapitel zu Kapitel durch ein anderes Crew-Mitglied erzählt wird, führen technische Pannen, persönliche Vorlieben und Abneigungen der Handelnden und das mutwillige Herausfordern der Schicksalsgöttinnen zur Katastrophe. Als ein Meteoriteneinschlag gleich zwei der Fusionstriebwerke lahm legt, wollen der Erste und Zweite Offizier zusammen mit einigen älteren Mannschaften die Chance ergreifen und mit dem seit langem eingelagerten Magnetsegel manövrieren. Sie sabotieren deshalb die Reparaturversuche des Ingenieurs und bereiten hinter dem Rücken des neuen Kapitäns alles für ein Setzen der Segel vor. Noch einmal soll sich das über sechzig Kilometer durchmessende, kreisförmige Hauptsegel vor der *River of*

Stars entfalten und das Schiff sicher zum Jupiter bringen ... Michael Flynn erzählt in seinem monumentalen Roman »Der Fluss der Sterne« in epischer Breite eine bezaubernde Abenteuergeschichte: majestätische Technik, große Gefühle, humorvolle Dialoge, schicksalhafte Verstrickungen – es ist alles aufgeboten, was für einen guten und unterhaltsamen Lesestoff nötig ist. Durch die geschickten Perspektivenwechsel zwischen den fünfzehn Personen an Bord des Schiffes (plus die sich langsam entwickelnde KI der Bordcomputer) gelingt Flynn das Kunststück, den Leser mit der gesamten Crew so vertraut zu machen, dass man am Ende am Schicksal aller mitfühlend teilnimmt.

»Der Fluss der Sterne« ist das gewaltige Breitwandbild einer durchaus möglichen Zukunft, in dessen Mittelpunkt eine Reihe wundervoll gezeichneter Charaktere und ihr ach so menschliches Streben nach ein klein wenig Glück (oder wenigstens etwas Anerkennung) stehen. Die Mischung aus »harter« Science Fiction und »klassischem« Seefahrergarn ist mehr als nur gelungen und erzeugt einen »Malstrom«, aus dem man sich erst nach 800 Seiten wieder befreien kann.

Horst Illmer



Owl Goingback
»Dunkler als die Nacht«
Übersetzt von Michael Krug
Otherworld Verlag, 2008,
368 Seiten
ISBN 3-902607-03-3

Rezension

Michael Anthony kehrt nach über 30 Jahren nach Hudson County, Missouri, in das Haus seiner Großmutter zurück. Anthony ist ein erfolgreicher Fantasy-Autor; zusammen mit seiner Frau Holly und den Kindern Tommy und Megan will er hier auf dem Land der Metropole New York entfliehen, um in aller Ruhe und mit neuem Elan einen schriftstellerischen Neuanfang zu starten.

Die Begrüßung verläuft allerdings wenig erfreulich. Die Leute der Umgebung zeigen sich abweisend und starren die Neuen unverhohlen misstrauisch an. Die verstorbene Großmutter war überall als »verschrobene Irre« bekannt gewesen, die in ihrem Haus Schreckgespenster sah. Und wenig später passieren tatsächlich seltsame Dinge im Haus. Holly sieht ein tierariges Wesen durch die Wohnung laufen, kann den Eindringling jedoch nirgends finden. Und dann erscheint ein Fleck auf den frisch verlegten Fliesen. Ein Fleck, der eindeutig einem Gesicht ähnelt.

Warum besaß die Großmutter so viele Masken und Kachinas, seltsame indianische Puppen mit unheimlichen Gesichtern? Und wer dreht die Puppen immer wieder zur Wand?

Als Holly beschließt, die Puppen in Kartons zu entsorgen, eskalieren die bedrohlichen Vorgänge. Seltsame Schatten tauchen überall auf.

Nur ganz allmählich ist Michael dazu bereit, das Geschehen als übernatürlich zu akzeptieren. Von einem alten Indianer erfährt er schließlich das Geheimnis des alten Hauses, doch für Hilfe ist es vielleicht schon zu spät.

War »Crotta« noch ein schnörkelloser, actionreicher Horrorthriller »der alten Schule«, so zeigt sich Goingback in »Dunkler als die Nacht« deutlich gemäßigter und ruhiger. Nur ganz langsam dringt diesmal das Grauen in die »normale Wirklichkeit« ein. Mag diese Variante durchaus ihre Berechtigung haben, so verpufft der Effekt spätestens dann, wenn der Leser deutlich mehr weiß als die handelnden Personen. Während ihm längst klar ist, worum es sich bei den Schatten handelt, versuchen die Protagonisten immer wieder »vernünftige« Erklärungen für die Erscheinungen zu finden. Eine auf die Dauer ermüdende und langweilige Prozedur. Ganz schlimm wird es zum Finale hin, das einer platten »Poltergeist«-Kopie ähnelt. Übrig bleibt eine Haunted-House-Story, die nur oberflächlich an indianischen Mythen kratzt und ihr Potential kaum ausschöpft. Was dem Buch fehlt und den Roman daher als »sehr schwach« erscheinen lässt, ist *Spannung!*

Andreas Wolf



Joe Hill
»Black Box«
Übersetzt von Hannes Riffel
Heyne Verlag, 2008, 512 Seiten
ISBN 978-3-453-81164-5

Rezension

Nach dem – meines Erachtens – stark überzogenen Hype um seinen Debüt-Roman »Blind«, legt Stephen Kings Sohn Joe Hill nun eine Erzählensammlung vor. Und »Black Box« ist eine Riesenüberraschung, ein Paukenschlag!

17 düstere, bizarre, kafkaeske, humorvolle und stets sehr emotionale Storys erwarten den Leser. Ob Hill makaber-angenzwinkernd über die weiteren Abenteuer des Dracula-Jägers van Hel-

sing berichtet (»Abrahams Söhne«), auf schon zynische Weise die Pechsträhne eines ewigen Verlierers schildert (»Endspurt«) oder ein bizarres Museum besucht (»Ein letzter Atemzug«), stets fesseln die Geschichten bereits von der ersten Zeile an. Bis hin zum meist düsteren Finale.

Es sind allerdings die Erzählungen über »Hilflose«, »Sonderlinge«, »Behinderte«, »Außenseiter der Gesellschaft«, die diese Sammlung in die obersten Ränge katapultieren. In »Das schwarze Telefon« wird ein Junge von einem Serienkiller entführt. In einem Keller eingesperrt, findet er nur ein Telefon, das allerdings nicht angeschlossen ist. Eines Tages schellt es. Und die Geisel hört ganz genau zu, was man ihm zuflüstert.

Die Titelstory berichtet von einem autistischen Jungen, der mit Vorliebe komplizierte Gebilde aus Pappkartons baut. Doch seine Labyrinth sind alles andere als »Kinderspielzeug«. Wer sich in ihnen verirrt, kehrt nie mehr zurück.

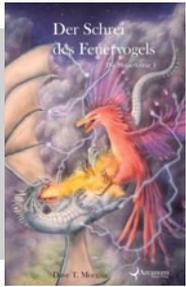
Die beste Story ist auch gleichzeitig Hills Liebling. »Pop Art« erzählt von einem Jungen und seiner Freundschaft zu Arthur

Roth. Arthur ist ein »wenig seltsam«: Er besteht nämlich aus Plastik und ist aufblasbar. »Pop Art« ist eine herrlich absurde Geschichte über Freundschaft, Toleranz, Imagination und der Frage nach dem Sinn des Lebens. Ein Meisterwerk! Natürlich finden sich in der Sammlung auch schwächere Storys, deren Message sich nicht leicht entschlüsseln lässt (z. B. »Totholz«); die überzeugenden, ja überragenden Erzählungen sind aber eindeutig in der Mehrzahl. Und dabei ist es durchaus positiv, dass nicht alle Beiträge phantastischer Natur sind. So gehört auch die sehr emotionale Geschichte über den fast autistischen Sohn eines Baseballtrainers und seine Beziehung zu Vater und Tante (»Besser als zu Hause«) zu den Glanzlichtern von »Black Box«.

Bei »Blind« fiel vor allem die überzeugende Charakterisierung der Protagonisten positiv ins Auge; in »Black Box« beweist Hill

nun, dass dieser Eindruck nicht täuscht. Auf oft brillante Weise gibt Hill dem Leser Einblicke in das Seelenleben seiner Figuren. Abgerundet wird die Sammlung durch informative Kommentare zu den einzelnen Beiträgen. »Black Box« ist eine (Neu-) Entdeckung, ein Erzählband, der in derselben Liga wie Morrells »Nightscape«, Cleggs »Machinery of Night« oder Joyces »Partial Eclipse« spielt (alle Bücher harren leider noch der deutschen Übersetzung). Das Buch ist ein Geniestreich, der aller Vermutung nach aber deutlich weniger Leser als »Blind« finden wird. Nach wie vor fristen in Deutschland Kurzgeschichten und Novellen im Schatten von Romanen ein kümmerliches Dasein. Es wäre an der Zeit, dieses Missverhältnis zu durchbrechen.

Andreas Wolf



Dave T. Morgan
 »Der Schrei des Feuervogels – Die
 Magierkriege Band 1«
 Arcanum Fantasy Verlag, 2007,
 349 Seiten
 ISBN 978-3-93913903-4

Rezension

Nach Generationen von Leid, Krieg und gegenseitigem Hass sollen die beiden verfeindeten Reiche Abreanna und Thalanien endlich durch eine Liebesheirat befriedet werden. Doch ein Talanianer erhebt vehement Einspruch gegen die Hochzeit – der Bruder der Braut legt sein Veto ein, und fordert seinen Vater zum Zweikampf, um die Krone und mit dieser die Entscheidungsvollmacht zu übernehmen. Mittels Gift und Verrat gelingt es Aides, seinen Vater zu meucheln und mit seiner Schwester zu fliehen. Kurz darauf sammelt er seine Truppen und marschiert, unterstützt durch schwarze Magie und geknechtete Drachen, gegen Abreanna. Im Verlauf der nächsten Wochen begleiten wir die drei Königssöhne Abreannas auf ihren Questen.

Während der Thronerbe die Liebe seines Lebens aus der Hand seines Nicht-Schwagers befreien will, macht sich der zweite in der Thronfolge auf, sich im Kampf gegen die übermächtigen Horden des Aggressors auszuzeichnen. Lion schließlich, der jüngste Sohn, reist in den Magierwald um Unterstützung im Kampf gegen die dunkle Magie zu erbitten. Ihm ist geweissagt, dass er in der Auseinandersetzung eine besondere Rolle spielen wird. Seit der Einnahme eines magischen Trankes zielt ein Feuervogel aus Edelsteinen seinen Arm, ein Vogel, der immer

öfter seine verborgenen Kräfte im Kampf gegen den verhassten Aides beweisen muss ...

Tolkienesque Fantasy-Mythen haben Konjunktur. Nicht nur die Großverlage zieren ihre Editionen mit unzähligen derartiger Bücher und Trilogien, auch die rührigen Kleinverlage rechnen sich entsprechende Erfolgchancen aus. Dabei bleibt nur zu oft die Qualität auf der Strecke.

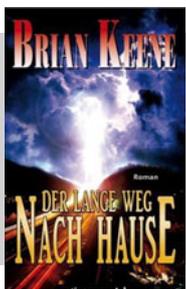
Rein äußerlich kommt uns das großformatige Paperback mit einem durchaus interessanten, neugierig machenden Titelbild entgegen. Leider hat man an der Stärke der Deckelpappe gespart, so dass das Cover ein wenig dünn und damit billig wirkt. Innen erwartet den Leser eine Karte des Gebietes, in dem die Handlung angesiedelt ist. Und natürlich der Text selbst.

Von Letzterem war ich überrascht. Da erhebt ein junger Autor seine Stimme, und das gar nicht einmal schlecht!

Stilistisch kann das Werk über die gesamte Länge des Romans mit den Produktionen der Konkurrenz mühelos mithalten, und auch inhaltlich versteht die Handlung zu fesseln.

Natürlich erfindet auch Dave T. Morgan das Rad nicht neu, lehnt sich an die Vorbilder an. Es gibt den bösen Magier, der seinen allmächtigen Herrschaftsanspruch mittels dunkler Magie und Verrat durchsetzen möchte, sowie die jungen Helden, die sich diesem in den Weg stellen. Das ist nichts Außergewöhnliches, doch die Feinheiten stimmen und faszinieren. Morgan versteht es recht gut, seine Gestalten zu zeichnen. Er reiht Actionsequenzen an eher ruhige Passagen, und verblüfft immer wieder durch unerwartete Wendungen und Eigenkreationen. Auf diese Weise hält er den Spannungsbogen straff, liest sich der Roman flüssig auf einen Rutsch durch und macht neugierig, wie es im nächsten Band der Magierkriege wohl weitergeht.

Carsten Kuhr



Brian Keene
 »Der lange Weg nach Hause«
 Übersetzt von Michael Krug
 Otherworld Verlag, 2008,
 176 Seiten
 ISBN 3-902607-01-7

Rezension

Steve befindet sich mit Arbeitskollegen auf der Fahrt nach Hause, als plötzlich eine Art Explosion ertönt. Für ihn klingt es wie eine gigantische Trompete. Nur Augenblicke später verunglückt der Wagen. Als Steve wieder zu sich kommt, sieht er sich mit einem blutigen Chaos konfrontiert. Der Fahrer wurde nahezu enthauptet, nur sein Mitfahrer Charlie und er selbst haben den Unfall fast unbeschadet überstanden. Vom vierten Kollegen fehlt jedoch jede Spur. Als sie aus dem Wrack steigen, präsentiert sich ihnen der Highway als ein Wirrwarr aus verkeilten Autos. Und überall rufen Leute nach ihren Ange-

hörigen, die scheinbar ebenfalls verschwunden sind. Kinder, Ehepartner, Freunde haben sich von einem Moment auf den nächsten in Luft aufgelöst.

Als Steve zu Hause anrufen will, bekommt er keine Verbindung, da alle Netze überlastet sind. Offenbar sind nicht nur auf dem Highway Menschen verschwunden. Zusammen mit Charlie und einem weiteren Mann, macht sich Steve zu Fuß auf den langen Weg nach Hause.

Aber auch auf den Nebenstraßen herrschen Gewalt und Anarchie; Vergewaltigungen und Lynchjustiz scheinen plötzlich an der Tagesordnung zu sein. In nur wenigen Stunden nach dem Trompetensignal haben sich die Menschen in animalische Wilde verwandelt.

Kann es tatsächlich sein, dass der Jüngste Tag angebrochen ist? Dass Gott alle Rechtschaffenden zu sich gerufen und die übrigen Sünder ihrem Schicksal überlassen hat?

Der Weg ist voller Gefahren, doch Steve hat einen Schutzengel, der ihn vor Schaden bewahrt. Denn Steve hat eine göttliche Mission.

»Der lange Weg nach Hause« zeigt erneut Keenes Faible für Endzeitszenarien. Die Novelle (für einen Roman ist die Story

eindeutig zu kurz!) besticht durch kompromisslose Schilderungen von Gewalt und Chaos. Keene zeigt, wie dünn die Haut der Zivilisation tatsächlich über uns allen ist. Das Szenario erinnert in Teilen an »Das letzte Gefecht« oder »Der Dunkle Turm« von Stephen King. Problematisch wird seine Aussage allerdings, wenn zwischen »guten« und »sündigen« Menschen differenziert wird. Gläubige Christen und viele Kinder werden errettet, Juden, Schwule und Atheisten sind dagegen

verdammt. Auch wenn viele Leser diese Stellen nicht bewusst registrieren werden, macht dieser Subtext die Novelle zu einer gefährlichen Propagandaschrift, die Wasser auf die Mühlen vieler fanatischer Christensekten sein dürfte, von denen es vor allem in den USA nicht wenige gibt.

Andreas Wolf

